

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

142 (21.6.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 25

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 142

Nr. 25

Samstag, den 21. Juni

1930

Friedrich Gundolf

Zu seinem 50. Geburtstag am 20. Juni.

Von Peter Hamacher, G.D.S.

Vor rund zwanzig Jahren erschien Friedrich Gundolfs Buch „Shakespeare und der deutsche Geist“. Dieses Werk ist eine der bedeutendsten geistesgeschichtlichen Laten unserer Zeit. Es gibt eine Geschichte der Wirklichkeit Shakespeares in Deutschland, beginnend mit dem ersten Auftauchen des großen Dramatikers und seiner Stücke und Stoffe im Spielplan des englischen Komödianten am Anfang des 17. Jahrhunderts und endend mit der Eindringung seiner Schöpfungen durch August Wilhelm von Schlegel. Das Neue an dem Buche, das Epochenmachende war die Art, wie hier historisches Geschehen gesehen wird als Kräftebewegung und Gestalten als symbolhafte Träger von Tendenzen des Weltens. Kräfte und Tendenzen, das sind die Formen, unter denen die Geistesgeschichte allein Zeitalter wahrnehmen soll, nicht empirische Begebenheiten, Abschnitte oder gar Jahrzehnte, fordert Gundolf, und gemäß dieser Forderung sucht er die Zeit zu fassen, „als ein unteilbares, substantielles Fließen“. Im Vorwort aber heißt es: „Methode ist Erlebnisart, und keine Geschichte hat Wert, die nicht erlebt ist.“

Shakespeare ist in diesem Zusammenhang der große befreiende Dichtergeist, das große dichterisch-menschliche Erlebnis, unter dessen Anhauch die seit dem Zerfall um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert in Todesstarre schlummernden geistigen und seelischen Kräfte der Nation wieder zum Leben erwachen, und mit dem ihre neue Entfaltung und Gestaltung dauernd verknüpft bleibt. In den Zeiten der Erstarrung, bis auf Gottsched, ist er nur da als Stoffarjenal, nicht als dichterische Wirklichkeit. Dem „verstofflichten und verhirnlachten Menschen“ jener Tage fehlten die Organe, gestaltetes Leben zu fassen und aufzunehmen. In demselben Augenblick aber, wo die Phantasie wieder die Augen aufschlägt, ist Shakespeare da in einem neuen Sinn, als der Märchenprinz, als das Wunder, auf das die Erwachenden gebendet und bezaubert schaut. In fesselnder Weise beschreibt Gundolf dieses Gewahrwerden einer neuen Welt und ihre allmähliche Entdeckung und Eroberung, die für den deutschen Geist zugleich die Entdeckung seiner selbst ist, und er zeigt das geheime Spiel der Kräfte, das unsahbar schicksalhmäßige Müssen im scheinbar Zufälligen. „Die Geschichte der Völker steigen allerdings aus den tiefsten Quellen“, heißt es im letzten Abschnitt, „und Shakespeare wird nicht zum deutschen Ereignis, weil ein gewandter Literat, der zufällig Romantiker ist, das Übersetzungstalent hat. In den Zufälligkeiten, Individuen, Daten, wirkt der Impuls der univervalen Kräfte“. Der Augenblick ist alles!

Die Krönung der deutschen Eroberung Shakespeares ist Schlegels Übersetzung. „Durch Goethe ward die deutsche Sprache erst reich genug, Shakespeares auszu drücken, durch die romantische Bewegung frei genug, durch Schlegel entfangend genug.“ Allerdings weist Gundolf auch die Grenzen Schlegels nach. Sie liegen in dem verschiedenen „Urerlebnis der Zeit“. „Selbst Goethes seelischer Umfang war, der ganzen Sphäre Shakespeares nicht entsprechend, und wie sehr Schlegel das Individuelle Shakespeares, in dem Verhältnis zu dem, was er um sich sah, fühlte: er fühlte es doch nur als Kind seiner Zeit, der Goetheschen Welt, der Bildungswelt.“ Goethe sagt

selber in einem seiner Shakespeareaufsätze: „Und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig antregt.“ Jede Zeit muß sich aus ihrem eignen Urerlebnis heraus Shakespeare neu erobern, und so wird auch jede Zeit, die ein Urerlebnis hat, ihn in ihre eigene Sprache zu bannen suchen. Hier entzieht gleichzeitig mit seinem ersten geistesgeschichtlichen Werk beginnend, Gundolfs Urerlebnis ist Stefan George, und die Sprachgestalt des George'schen Werkes gab ihm Möglichkeiten des Ausdrucks über Schlegel hinaus.

Nach zwei Jahrzehnte nach „Shakespeare und der deutsche Geist“ erscheint das große Shakespearewerk Gundolfs, die Darstellung des Geistes selber. Goethe sagt einmal: „Shakespeare gefell sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen.“ Das Werk Shakespeares hat nichts von Goethescher Konfession, und keine Schillerschen Morallehren sind aus der Handlung abgezogen. Es ist so sehr gestaltetes Leben, daß es im höheren Sinne anonym, wie von einer Weltkraft erzeugt erscheint und sich jedem psychologischen Deutungsversuch verwehrt. Dennoch mangelt dem Werk in seiner weltumgreifenden Expansivität nicht die Persönlichkeit. Gundolf sagt: „Shakespeares Werk würde uns nicht so ergreifen, wenn wirklich seine Persönlichkeit hinter seinem Werke verschwände.“ Sie ist ganz in sein Werk eingegangen, doch sie tritt nicht vor sein Werk und sie schwebt nicht darüber, sie steckt nicht dahinter, sondern offenbart sich darin und damit. „Aus diesem Sage stellt sich die Aufgabe, die Gundolf zu lösen hat. Sie lautet: die Gestalt. Worauf Gundolf abzielt, ist die Seelenbiographie; ist, das Wesen in seiner „Fülle, Kraft und Schönheit“ im Werk und aus dem Werk sichtbar und fühlbar zu machen, das Naturgesetz seines ursprünglichen Seins, die überraschende Totalität der Erscheinung und das tief schicksalhafte, schicksalbedrohte der Existenz.

Für Gundolf ist die große Persönlichkeit immer ein Wunder, unfassbar göttlichen Ursprungs. Sie ist autochthon und unerklärbar aus Zeit und Umwelt. So versucht er auch nicht, Shakespeare aus der ihn umgebenden Atmosphäre zu erklären. Er nimmt vielmehr die Zeit in ihn, ihren Verewiger hinein, und deutet sie aus ihm. „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“ Hier aber kommen wir dem Mittelpunkt der Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung Gundolfs nahe, wie sie sich auch in seinem Goethe, seinem Kleist, seinem Cäsar zeigt. Es ist, bei aller Gelehrsamkeit, die Auffassungsart eines Künstlermenschen und aus eigener Künstlerseele umschreibt auch Gundolf die Kunst als einen „ursprünglichen Zustand des Menschentums, weder die Nachahmung eines Lebens, noch die Einfühlung in ein Leben, sondern eine primäre Form des Lebens“. In der Vorrede zu „Shakespeare und der deutsche Geist“ heißt es: „Methode ist Erlebnisart, und keine Geschichte hat Wert, die nicht erlebt ist.“ Was er von der Historie erlebt, ist nicht die Abfolge der Zeiten und Lokalen, sondern die große Persönlichkeit, das Leib gewordene Urerlebnis, wie es ihm in seinem Meister George in unseren Tagen entgegentrat. Seine Geschichte ist immer Herrengeschichte und bei aller gelehrten Genauigkeit ist sie im Grunde Schau, Intuition. Als Ziel seiner Deutungen nennt er: „Daß wir mit den Begriffen und Ordnungen, welche unsere eignen geistigen Voraussetzungen und unser Erlebnis der Urbinge uns ausgebildet haben, uns gedanklich klar machen, in Wissen verwandeln, was uns dort als Sein, als stummes

Leben ergreift: daß wir als Bildung, als Eindruck auf fassen, was als Schöpfung, als Ausdruck gegeben ist.“

Die große Persönlichkeit ist ihm Träger der Geschichte und ihr Schöpfer. Groß aber sind ihm die, in denen sich die Bestandteile des Wesens zur umfassenden vorbildlichen Norm, zum Gelebe fügen; die welthaltig sind, weil sie die Welt haben. So sieht er Cäsar, Shakespeare, Goethe, George. Abgrenzend aber zeichnet er das Bild des chaotischen, ichbeisehnen, welteinjamem Kleist, der nicht die Kraft zum Gesamtmenichentum in sich trägt. In dieser Auffassung liegt der Zukunftswert Gundolfs. Seine Darstellungsweise, aus der Mitte der Erscheinungen vordringend, aus dem Urerlebnis der Gestalten und Gestaltungen, bedeutet neue Sicht der Geschichte. Diese Geschichte aber ist im letzten Grunde wertende, wertsetzende Geschichte aus den Tiefen des Lebens, Anruf des Lebens, voll vom Willen zur Formung, und so ist Gundolf, der Historiker, nicht weniger ein Führer als Stefan George, der Dichter. Hier liegt seine große Wirkung begründet.

Im Lande der Rhön

Von Dr. Willi Weils.

Im Herzen der deutschen Gauen, zwischen Vogelsberg und Thüringer Wald, östlich der Bahnstrecke Frankfurt a. M.—Webra und nordwestlich der Fränkischen Saale breitet sich das anmutige Gebirgsland der Rhön in seinen abwechslungsreichen Formen aus. Daß die Rhön bereits in vorgegeschichtlicher Zeit besiedelt war, läßt u. a. die Herkunft des Namens von keltisch „roino“ = Gebirge erschließen. Zur Zeit des hl. Sturmianus wurde das Buchenland (Buchonia) von zwei Königsstraßen durchschnitten: der Antsanbia, dem karolingischen Handelsweg von Mainz nach Erfurt, und dem Orteswe, der vom Grabfeldgau über die Höhe der Rhön führte. Zwei Glaubensboten sind in ihrem Wirken aufs engste mit dem Lande der Rhön verknüpft: der Frankenapostel Kilian und Bonifatius, dessen Grab im Dome zu Fulda als kostbarstes Besitztum verehrt wird.

Eng ist der Raum, auf dem die Landschaft der Rhön sich aufbaut; er umfaßt etwa 3000 Quadratkilometer Gesamtfläche. Aber auf dieser kleinen Fläche sind Berge aller Formen vom sanft gerundeten Hügel bis zum tylopiischen Felsmassiv gleich einem anschaulichen Felsmassiv zusammengedrängt.

Nähert man sich der Rhön von Fulda aus, dem besten Ausgangspunkt für Wanderungen, dann kündigt die großartige Gebirgskette der Hohen Rhön, die am Horizonte in majestätischer Ruhe auftaucht, das erhabene Panorama der kommenden Gebirgssymphonie an. Wie ein Meeressungeheuer aus jagenhafter Vorzeit, das aus den wogenden Wellen sich mit scharfantischem Rücken aufbäumt, reckt sich schier grotesk das Rhönolithmassiv der Milseburg (835 Meter) aus dem Gewirre der Niesenmaulwurfshügel der kuppenreichen Rhön empor. Starre Felsen, riesige Steinmassen in wilder Naturpracht geben dem Berg sein charakteristisches Gepräge. Nördlich grüßt die alte fürstbischöfliche Sommerresidenz, Schloß Vieberstein.

Sinter der Milseburg hebt die Wasserkuppe ihren kahlen, sanft geschwungenen Niesenrücken empor. Sie ist Abschluß und Krönung einer gewaltigen Gebirgskette, die als Hohe Rhön mit riesenhaften Armen das nordwestliche Gebirgsland umklammert. In durchschnittlich

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

„Ruhrekorde“ in Amerika

Das Problem der Steigerung der Milchträge ist un zweifelhaft für die Volksgesundheit und viele Wirtschaftszweige heute eine besonders brennende Frage, und es dürfte in diesem Zusammenhang interessant sein, sich anhand der neuesten Aufstellungen ein Bild über den derzeitigen Stand der Milchzeugung zu machen. Noch vor wenigen Jahren galt eine jährliche Milchleistung von 5000 bis 6000 Litern pro Kuh als Ausnahmefall, und die Durchschnittsleistung eines Tieres überschreitet auch kaum 2000 Liter im Jahre. Wie aber die Erfahrungen der Kontrollvereine gezeigt haben, ist ein Durchschnitt von 3000 bis 4000 Litern un schwer zu erreichen, wenn systematisch für eine Verbesserung der Fütterung gesorgt wird und die Tiere regelmäßiger Beobachtung unter stehen. Zur Zeit werden aber von zirka 10 Millionen Tieren erst rund 925 000 ständig geprüft. In Amerika ist es gelungen, den Ertrag ohne gesundheitliche Schädigungen der Tiere bis zu 10 000 bis 15 000 Liter pro Jahr und Kuh zu steigern, was einer Tagesleistung von annähernd 40 Litern entspricht. Die Höchtleistung beträgt sogar 16 448 Liter. Nach amerikanischem Muster wurden auch bei uns durch die im Jahre 1926 erfolgte Gründung des „Deutschen Kinderleistungsbuches“ ähnliche Maßnahmen durchgeführt, um die Milchproduktion

in entsprechender Weise zu heben. Bis zum April 1929 konnte man die verlangte jährliche Mindestleistung von 250 Kilogramm Milchfett, was zirka 6900 Liter Milch entspricht, bei ungefähr 600 Tieren erreichen, die meist der schwarzbunten Niederungsrasse angehörten. Wie man sieht, lassen sich derartige Leistungen immerhin nur in geringer Anzahl erzielen, und die nachweisbare Steigerung des Milchtrags dient vor allem züchterischen Zwecken.

Saison-Sauterkrankungen

Eine sehr interessante Beobachtung über Sauterkrankungen, die vermutlich durch die Jahreszeit bedingt sind, teilt Dr. Abelsohn kürzlich mit. Er konnte seit einigen Jahren mehrere Patienten beobachten, die regelmäßig mit dem Eintreten der kalten Jahreszeit von Sauterkrankungen befallen wurden. Es handelt sich um ezemartige und nesselartige Infektionen, die mit Vorliebe Gesicht, Hände und Unterarme befallen. Alle Hausmittel blieben erfolglos, ebenso konnten alle in Betracht kommenden Salben und Schüttelmixturen keine Heilung bringen. Mit dem Beginn der warmen Jahreszeit verschwanden diese Sauterkrankungen spontan. Die Regelmäßigkeit — Auftreten bei Eintritt der kalten Jahreszeit, Abklingen im Frühjahr — veranlaßt Dr. Abelsohn, eine Verbindung zwischen den Sauterkrankungen und der Intensität der Sonnenstrahlung anzunehmen. Es ist durchaus möglich, daß bei besonders dafür empfindlichen Menschen das Nachlassen der Sonnenstrahlung im Winter derartige Sauterkrankungen hervorbringen kann.

Karlsruher Konzerte

Ist die Saison der „großen“ Konzerte so ziemlich vorüber, dann pflegen sich noch verschiedene „kleinere“ Abende anzuschließen. In der Hauptsache werden jetzt die

Schüleraufführungen

der Badischen Musikhochschule sowie des Münchener Konservatoriums in Angriff genommen und erledigt, ein notwendiger Nachtrag zum Konzertprogramm des gesamten Jahres, aber zumal in diesen heißen Tagen eine kaum für jedermann erwünschte und ob ihrer Überfülle auch tatsächlich allzu reichliche Ergänzung. Wenn z. B. die Badische Hochschule für Musik nicht weniger als 16 (!) Prüfungskonzerte ankündigt, so kann das allerdings mit dem starken Anwachsen der Schülerzahl (im letzten Schuljahr 1045 Studierende) begründet werden und mag nach außen hin die erfreuliche Weiterentwicklung der Anstalt dokumentieren, an sich jedoch ist gerade daran mit der dringlichen Frage anzuknüpfen, ob die hundert oder mehr Beteiligten nun auch sämtliche sich der Konzertsreihe so angenähert haben, daß rein pädagogische Erwägungen ihr öffentliches Auftreten rechtfertigen. Prinzipiell das gleiche wäre natürlich vorerst auch bei den anderen Veranstaltungen dieser Art zu fragen, ob sich diese — wie neuerdings etwa noch die Ortsgruppe des Deutschen Musikerverbandes — allein der Konkurrenz wegen heute gezwungen sind, ebenfalls in verstärktem Ausmaß zu solch gefährlichem Propagandamittel zu greifen.

Zu den bisherigen Abenden selbst, soweit ich ihnen anwohnte, ist immerhin aber auch einiges Erfreuliche zu sagen. Vor allem konnte schon seiner interessanten Vortragsfolge gleich das erste Konzert der Musikhochschule gefallen; denn Wachs „Wohlt temperiertes Klavier“ hört man nur selten in geschlossener Reihe, und gemeinsam war fast allen Ausübenden in der Beherrschung der technischen Probleme eine große Sicherheit, die zweifellos aus der Vorzüglichkeit ihrer Schulung resultiert. Auch im zweiten Konzert gab es verschiedene

800 bis 900 Meter Höhe erstreckt sich dieser Höhenzug von dem alten Städtchen Lann über Fränkheim, das höchste Dorf in der Rhön (759 Meter), mit ausgesprochenem Höhenklima, zum basaltgekrönten Heibelstein (915 Meter). Endlose Matten mit typischer Hochgebirgsflora tragen den Schritt des Wanderers, Berge aus Phonolith oder Basalt, die gleich einem fahlen Riesenhaupt nur noch an den Abhängen Waldseen aufweisen, geben ihm das Geleit. Da schleicht schwermütige Einsamkeit ans Herz, wenn der Mensch auf einsamen Pfaden nur mit der Natur geheime Zwiesprache hält. Düsterer Ernst webt um die weiten Moore. Mächtige Pflanzenpolster schwellen in feuchter Schwammigkeit in der Mitte empor, unheimlich schimmern lodende Farben; Nibbe und Bekassinen lassen ihre seltsamen Stimmen hören. Wehe dem Wanderer, der auf unbekannten Pfaden ihrem Rufe folgt! Das schwarze Wasser schließt sich erbarmungslos über seinem Opfer. — Alte Sagen raunen und verstärken die geheimnisvoll-düstere Stimmung, wie sie Drost-Gülshoff in ihrer Ballade „Der Knabe im Moor“ malt: „D, schaurig ist's, übers Moor zu gehn!“

Hier wendet sich der Höhenzug über den Schwabenhimmel (927 Meter) nach Nordwesten, dem gewaltigen Berggipfel der Wasserkuppe zu, der höchsten Erhebung der Rhön (950 Meter). Einzigartig schön und umfassend ist die Aussicht, die sich von diesem König der Rhön aus bietet. Bis zum Fichtelgebirge, Thüringertal, Frankenthal, Vogelsberg und Taunus schweift der entzückte Blick. Um diesen höchsten Punkt scharen sich Berge von ansehnlicher Höhe (über 800 Meter). Hier kreuzen sich die Hauptwanderwege, die das ganze Rhöngebiet übersichtlich durchschneiden.

Weltberühmt wurde die Wasserkuppe und mit ihr die Rhön durch die Segelflüge. Von Jahr zu Jahr wächst dieser Sport an Ausdehnung und Bedeutung, und wo früher nur einige kühne Erfinder mit primitiven Apparaten Flugversuche vornahmen, ist heute eine Arbeitsstätte größten Ausmaßes entstanden. Diese großartige Entwicklung ist der ganz besonders günstigen Beschaffenheit der Wasserkuppe zu verdanken. Während die sanften Abhänge die Flugzeuge leicht in den Raum gleiten lassen, ermöglichen die stark aufwärts bewegten Winde an den Hängen des Bergmaißes das Aufsteigen und Segeln in der Luft. Hier verbindet sich ein herrliches Naturbild mit dem schaffenden Menschengeist zu wundervoller Einheit, wenn rings am Horizonte die Berge in majestätischer Ruhe Wache halten, wenn das entzückte Auge sich satt trinkt an der bewundernden Symphonie des Landschaftsbildes, und wenn als Erfüllung des Jahrtausende alten Menschheitstraumes das Flugzeug auf den sanften Fittichen der Luft dahingleitet. In prächtiger Lage liegt am Fuße der Wasserkuppe der Luftwörter Gersfeld, im Sommer zentraler Ausgangspunkt für Rhönwanderungen, im Winter Mittelpunkt des Skisportes.

Während die Berge der hohen Rhön meist ihres Waldbestandes beraubt sind, erfreuen sich die Höhen der waldgebirgigen Rhön im Südwesten prächtiger Waldungen. Auch hier ragen Höhen von über 900 Meter zum Himmel empor. So das Dammersfeld (930 Meter) und der am weitesten nach Süden vorgeschobene Kreuzberg (932 Meter), der zweithöchste Berg der Rhön, der wegen seiner herrlichen Aussicht und des gastlichen Franziskanerklosters gern besucht wird.

Landschaftsbilder von romantischer Großartigkeit wie von sanfter Lieblichkeit bietet die Rhön in überraschendem Wechsel dar. In gigantischen Ausmaßen türmen sich schroffe Felsen, wie von Cyclophenhand geformt. So starren die Phonolithsäulen der Steinwand, so der sagenumwobene Teufelsstein, so die basaltene Mächtigkeit der Ottersteine empor, so der Phonolithsarg der Milseburg. Neben diesen Zeugen wilder Naturgestaltens aus Urzeiten breiten sich weiche Krieten im fastigen Grün aus. In strahlendem Weiß und Rosenrot lacht die bräutliche Blüte. Da gleitet das murrende Wächlein durch lachendes Wiesenland und trägt mit sich die lustig emporjuchende, hochgeschäkte Rhönforelle. Breit lagert sich das krätige Kind, das die sahnige Rhönmilch liefert. Neben dunklen Kammwäldern, deren würziger Odem die Brust erfrischt, leuchtet das zarte Grün prächtiger Laubwälder. In feiertägiger Stille, die den Lärm der men-

schensbewohnten Tiefe nicht kennt, löst sich alle enge Erdverbundenheit, wo ein sanfter Friede sich über das stille Tal der Rhön jenseit.

Unberührt von einer überreizten Zivilisation leben die Menschen der Rhönberge einfach, schlicht und gottverbunden dahin. Viele Worte gibt es nicht, wo der Mensch in harter Arbeit dem widerwilligen Ackerboden seinen oft jährliehen Segen entreißen muß. Der Rhöner ist anspruchslos und mit Glücksgütern wenig gesegnet. Aber stark übertrieben ist die weit verbreitete Lebensart von der großen Armut der Rhön, wie sie sich in gewissen Ortsnamen (z. B. Sparbrot) ausweist. Dem Fremden tritt der Rhöner aufrichtig und herzlich entgegen; eine Ausnutzung seines Gastes ist ihm fremd. Dank ihrer Abgeschlossenheit hat die Rhön manch schönen Brauch aus Vätertagen erhalten. Weltliche und kirchliche Feste, Familienleid und -freud sind mit einem sinnvollen Kranz alter Gebräuche umrankt, in denen sich altgermanische Erinnerungen mit christlichen Anschauungen treuherzig verbinden. Leo Weismantel, selbst ein Sohn der Rhön, bringt in seinen Dichtungen, vor allem in dem Roman „Das alte Dorf“ anschauliche Schilderungen von Sitten und Gebräuchen in der Rhön.

Städte und Dörfer in der Rhön machen durchweg einen sauberen, anheimelnden Eindruck. Noch herrschen die nach alter, fränkischer Art gebauten Häuser und Höfe vor. Meist in der Form des mitteldeutschen Hausenhofes sind die Höfe angelegt. Auf steinernem Unterbau erhebt sich das in Fachwerk (oft mit hübschen Mustern) errichtete Gebäude. Von den hell getünchten Feldern hebt sich das dunkel gehaltene Fachwerk kräftig ab. Charakteristisch für das ganze Rhöngebiet ist die Holzverschalung der Häuser an der Wetterseite. Nicht selten sind die Gebälke geschnitten und bunt bemalt. Sinnvolle Hausinschriften zeugen von dem religiösen, selbstbewußten, oft auch schmerzhaften Sinn der Rhöner. An vielen Häusern grüßt eine bunt bemalte Heiligenfigur.

Von stolzer Vergangenheit künden wehrhafte Mauern und trostige Türme. Still träumend im Dornrosenschlaf liegen die halb verfallenen Zeugen einstiger Ritterherrlichkeit, umweht und umschauert von alten Geschichten, umrankt vom bunten Spiel phantasierender Sagen. Mächtige Ruinen künden von fehdelustiger Ritterzeit. Von karolingischer Königsmacht erzählt die stattliche Ruine der Salzburg; in der Nähe von Schlüchtern liegt die Ruine der Stechelburg, der Stammburg Ulrichs von Hutten.

Zu den landschaftlichen Schönheiten gesellen sich die heilkräftigen Mineralquellen mit reichem Gehalt an Natrium- und Eisen. Eine Reihe heilsamer Bäder besitzt die Südrhön, von denen das komfortable Kissingen Weltrauf besitzt.

Die bedeutendste Stadt am westlichen Eingange zur Rhön ist die alte Bonifatiusstadt Fulda. Die köstlichsten Schätze der rege aufstrebenden Stadt sind neben dem Grabe des hl. Bonifatius die wundervollen Bauwerke aus der Glanzzeit des Barock, u. a. der Dom, von Dienzenhofer erbaut, das Schloß, die ehemalige Residenz der Fürstbischöfe, und die berühmte Floravase im prächtigen, gut gepflegten Schloßpark.

Die wundervollen landschaftlichen Reize, die bequeme Möglichkeit, jedes Ziel in dem verhältnismäßig engen Gebiet leicht und rasch zu erreichen, die reine, kräftige Luft, der biedere Charakter der Bewohner und die angenehmen Lebensverhältnisse empfehlen einen Aufenthalt in der Rhön. Gut gepflegte Straßen und schattige Wege laden zu Wanderungen ein. Heute will die Rhön kein Aischenbrödel mehr sein! Allen, die das schöne Land noch nicht kennen, ruff die taufriiche Bergmaid mit lachenden Augen ihren herzlichsten Willkommengruß zu!

Helmuth Garringa. Eine Geschichte aus unserer Zeit von Hermann Popert. Fürs deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbund. 49. Auflage. (311—315. Tafeln). Leipzig, Seife & Becker Verlag, 348 Seiten. Gebunden 3 RM. — Das bekannte Buch ist soeben in neuer Auflage und in ganz neuem Gewande erschienen. Man kennt Hermann Popert, den Hamburger Richter, als unerzrockenen Kämpfer, als einen Mann, der unermüdet für die Erneuerung des deutschen Volkes tätig ist. Gleich dem Titelhelden seines Buches drängt er seine Lehre niemand auf, hofft aber nach wie vor auf freiwillige Gefolgschaft. Das Buch dient keiner Clique und keiner Partei, sondern einzig und allein dem hohen Ziele zur Gesundung des deutschen Volkes beizutragen. Wer es noch nicht kennt, sollte es schleunigst lesen.

Aber einen Sonatabend, den
Fritz Dörmann und **Herta Rohrer**
im Studentischen Tagesheim veranstalteten, muß ich mich leider ganz kurz äußern und kann eigentlich nur registrierend berichten, daß nach der Meinung meines Vertreters sowohl die tüchtig aufkommende Pianistin wie auch der begabte Cellist sich um gebiegenen Vortrag bemühten. Vom Programm, das außer Cellofonaten von Gänzel und Nachmannow noch Klavierwerke von Beethoven und Liszt umfaßte, entging mir auch das wichtige Mittelstück: eine aus dem Manuskript gezielte Cellofonate von G. Bürgelin, die ich mir besonders vorgemerkt hatte. Vielleicht bietet sich bald eine andere Gelegenheit, die interessante Arbeit kennenzulernen.
Zum Wochenende lehrte noch
Dr. Karl Brüdner

wie alljährlich an seine frühere Wirkungsstätte zurück, um seinen alten Freundeskreis durch sein leichtes und elegantes Violinspiel, dessen nobler schlanter Ton nur in höchsten Lagen nicht immer anspricht, zu erfreuen. Brüdner hat sich, seit er als Wunderkind zu konzertieren anfang, zu einem Könnert von Rang entwickelt. Noch heute ist er in erster Linie aufs Virtuose gerichtet und vor allem ein Meister bravourvoller Kleinkunst. Aber er erweckt zunehmend auch als Musiker Vertrauen und Aufmerksamkeit, ja er wird dort zum wirklichen Künstler, wo er alle innenwohnende Stärke abstrahlt und in immer zu musizierenden beginnt wie etwa in der eingangs gespielten fünften Solofonate von Bach oder in dem nachfolgenden Viertertempo-Konzert (E-Dur), bei dem ihm übrigens Walter Born am Steinway-Flügel trefflich sekundierte. S. Sch.

Anselma Heine

Von Gabriele Reuter, G.D.

Am 18. Juni feierte Anselma Heine ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag in ihrer traulichen Gartenwohnung am verkehrsreichen Bülowplatz. Mag hier der braufende Zusammenfluß des hastenden Berlins in einem Tumult von Donnern, Klingeln, Gupen sich austoben — in den stillen Stuben umfängt uns Ruhe zu beschaulichem Gespräch. Im Sommer von der grünumrankten Veranda kann man das Umherhüpfen der gelblichäbeligen Anseln auf den Rasenplätzen dabei beobachten. Mag das Alter Anselma Heine mit mancherlei Beschwerden plagen — ihr Interesse für alle Bestrebungen der Zeit ist rege geblieben. Wenn das Körperliche hören ihr vielleicht Mühe kostet — so ist's, als höre sie uns mit dem Geiste, und ihre Antworten sind fein, zeugen von Weisheit und lächelnder Güte. Denn warm und lebensvoll blieb ihre Teilnahme an Freude und Leid, an Arbeit und Kampf ihres großen Freundeskreises. Ohne diesen ist Anselma Heine nicht zu denken. Sie ist eine ungemein gefellige Natur, nicht in oberflächlicher Weise, nein, sie besitzt eine besondere Gabe, das Vertrauen der Menschen zu erwerben. Aus diesem Grunde traf man früher bei ihren Empfangstagen stets so viele jugendliche Menschen. Auch heute finden sie sich gern zu erleichternden Beichtstunden ein und finden bei der alten klugen Frau tieferes Verständnis als bei ihren Altersgenossen.

Anselma war von frühester Jugend an in dem Professorenkreise zu Halle, dem ihre Eltern angehörten, den Verkehr mit bedeutenden Männern gewöhnt. In ihrer Lebensgeschichte, die sie „Mein Rundgang“ nennt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), erzählt sie sehr reizend mit ihrem freundlichen Humor von all den Originalen unter den gelehrten Herren — eine Reihe von Charakterköpfen zieht an uns vorbei, die in der Vergangenheit verschwunden, während Namen und Werk der deutschen Kulturgeschichte angehören. Aber die Erzählerin berichtet auch von all den Beschränkungen, welche die Geselligkeit jener Zeit und vor allem das Leben der jungen Mädchen mit zahllosen Sitten- und Konventionen umgaben. Trotzdem muß das Dasein der schönen Professorentöchter bedeutend sorgloser und heiterer gewesen sein, als es heute möglich ist. Wie eine Reihe großer Feberzeichnungen mutet z. B. die Schilderung einer gemeinsamen Fahrt dieser lieblichen Jugend nach Lauchstädt zu einer Liebhaberaufführung an. Und wenn Anselma nur beiläufig erwähnt: auch wir Feines-Mädchen gehörten dazu, so zeigt ein Jugendbild in ihrem Zimmer, daß sie wohl eine der strahlendsten Blumen in diesem Kranze war. Jedenfalls bildete sie das geistig und künstlerisch lebende Element — ja es schien eine Weile, daß ihre Gaben sich in der Verzierung gesellschaftlicher und häuslicher Feste mit Versen, lebenden Bildern usw. verzetteln sollten.

Wie sie sich daraus rettete, tapfer und ernsthaft arbeitete und endlich als Schriftstellerin in Berlins literarisch bewegte Zeit in den neunziger Jahren landete — das sollte man in dem feinen Buche selbst nachlesen.

Wer diese von idealen Bemühungen, revolutionären Flammen und jugendlichem Überdruß durchlöcherten Jahre miterlebt hat, wird wehmütig erschüttert bei dem Gedanken, wie sehr auch diese Epoche schon „Vergangenheit“ wurde, wie wenig an tatsächlicher Geistesernte von ihr übrig blieb.

Zur geistigen Revolutionärin war Anselma Heine nie geboren. Sie war und ist vorurteilslos Betrachterin alles Menschlichen. Ihre feingehobenen Romane und Romane erschienen in der würdevoll-konservativen „Deutschen Rundschau“, ihre ersten Bücher bei deren Verleger, Poetel, Berlin.

Unter ihren Romanen machten „Die Mutter“ besonderes Ansehen. Das Problem ist noch nicht veraltet, denn es ist allgemein menschlich und wird in unserer Frauenentwicklung immer komplizierter. Die Jugend will das Leben in Arbeit und Genuß an sich reizen — die Generation der Mütter soll, obwohl sie sich geistig frisch erhalten hat und auch noch erotische Ansprüche stellt, ein für allemal entsagen. Immer wird die Jugend fordern: die Mutter hat für sie da zu sein, niemals darf sie Ansprüche für sich selbst stellen. Die Tragödie der reifen Frau in einer eigenen Weise geschaut und ausgestaltet zu haben, ist Anselma Heines Verdienst.

Der kulturell bedeutendste Roman ist „Die verlorene Schrift“. Die Verfasserin hat vor dem Kriege viel im Elsaß gelebt, die vorsichtige Hand an den Puls der städtischen wie ländlichen Bevölkerung gelegt. Und überall fand sie in Blut, Sprache, Wesensart der zwiespältigen Grenzländer unter der Oberfläche, die französisch lautete, die tiefverborgenen Schriftzeichen des urtümlichen Deutschums. Wie sich unter den sichtbaren Schriftzeichen alter Pergamente, bei vorzüglicher Behandlung, eine zweite Schrift von viel älterem, ehrwürdigen Inhalt findet. Anselma Heine hat in großem Verantwortungsgesühl sechs Jahre an dem Buch gearbeitet. Die Weltgeschichte hat gegen ihre Anschauung entschieden. Oder ist die verborgene Schrift doch nur tiefer verdeckt unter neuen Zeichen? Wer will da prophezeien?

Das Bild der Dichterin wäre nicht vollständig, wollte man nicht ihrer so tief verlebenden kritischen Tätigkeit gedenken. Sie hat vielen Kollegen Freude dadurch bereitet, möge der Geburtstag ihr wiederum zum Freudentage werden.

vom Normalen stark abweichende Darbietungen, mehr als vier Neuaufführungen von zum Teil recht begabten Kompositionsschülern kann man billigerweise an einem solchen Abend nicht verlangen. Von den Prüfungskonzerten des Münchener Konservatoriums vermittelte der dritte Abend u. a. einen aufschlußreichen Einblick in die Methode der Gesangslehre Giffers, wobei freilich neben beträchtlich vorgezeichneten Schülern auch ein paar Ecken zu Wort kamen, denen man auf dem Konzertpodium nicht so schnell wiederbegegnen möchte.

Sehr respektvoll beachtet wurde das
Neumann-Kölbe-Quartett
bei seinem ersten Auftreten vor Mitgliedern des Vokalvereins. Zwar scheint auch bei dieser jungen Vereinigung, die ihren Namen durch die bekannte Geigerin Elisabeth Neumann und den hiesigen Cellisten Fritz Kölbe erhalten hat und zu weiteren Genossen Gertrud Jösel (II. Violine) sowie Albert Dietrich (Pratike) zählt, noch manches verbesserungsbedürftig, gleichwohl ist aber die Wiedergabe des A-Dur-Streichquartetts (op. 41, Nr. 3) von Schumann, womit der Abend begann, bedeutend höher schon als eine mittelmäßige Leistung zu bewerten. Bei demselben Autors Klavierquartett (Es-Dur, op. 44) ging es dann allerdings — augenscheinlich auch infolge der durch die unerträgliche Hitze im Saal gesteigerten Nervosität — etwas über Stock und Stein, doch hinterließ diese Produktion (beschiebigend insbesondere im rasch schwungvollen Klavierpart, den Hermann Bischoff spielte) ebenfalls einen recht günstigen Eindruck und gab den Anwesenden nochmals Anlaß, den hoffnungsreichen Neulingen des Ensemblespiels ihre Anerkennung in der Form herzlichsten Beifalls zu attestieren.